

Querverlag

Peter Hofmann

Wo Norden ist

Roman

© Querverlag GmbH, Berlin 2007

Erste Auflage März 2007

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung einer Fotografie von getty images.

Autorenfoto: Matthias Roloff. Ort: Alte Försterei, Kloster Zinna

Druck und Weiterverarbeitung: Druckhaus Köthen

ISBN 978-3-89656-139-8

Printed in Germany

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH, Akazienstraße 25, D-10823 Berlin

<http://www.querverlag.de>

*I am a stop along your way
I am the words you'll never say
I crossed the great beyond of fear
Opened my eyes and saw us there,
What a view
And you went there too*

Emily Saliers, Indigo Girls

I

Dieser Dienstag ist der Tag, an dem sie mich verlassen haben. Alle. Mitten in ihrer eigenen Geschichte sind sie gegangen, haben die Bühne verlassen im ersten Akt, und wenn keine Schauspieler da sind, dann ist das Stück auch zu Ende.

Mein Kopf war leer wie eine Wohnung, aus der jemand ausgezogen ist. Nur Zeitungspapier auf dem Boden, die Vergangenheit in der Luft, ein Geruch, nichts weiter.

Gedanken flogen herein an Dinge, die ich lange nicht gedacht habe, nicht denken konnte oder an die ich nicht denken wollte. Eine Liste von Dingen, die ich gern vergessen hätte. Man schreibt nur Dinge auf, die man nicht vergessen will. Aber eine Aufstellung der Dinge, die man vergessen möchte, das wäre etwas Neues.

Das Paradox ist, dass ich fähig bin, tausend Dinge zu vergessen, täglich, ja stündlich. Zuweilen vergesse ich Abgabetermine, weil ich den Text erst zwei Tage später fertig habe. Aber das ist kein Vergessen, das sind Notlügen gegenüber Hyazinth, meiner Lektorin. Hyazinth Glasfeld. Der Name ist echt. Ich frage mich, wie man solch einen

Namen von seiner Liste bekommt. Dagegen ist ein Name wie Frank grau wie eine tote Maus.

Frank war verheiratet oder ist es immer noch. Damals hat er verlangt, dass ich den Regenbogenaufkleber vom Auto abziehe, denn jemand hätte ihn sehen, ihn erkennen können, auf dem Beifahrersitz eines Autos mit einem Regenbogenaufkleber. Als ich den Aufkleber abzog, ging ein Stück Lack mit ab, so dass auf meiner Kofferraumklappe ein grauer Fleck blieb wie der Umriss eines unbekanntes Landes. Das Auto habe ich verkauft, ich könnte nicht einmal mehr sagen, welche Farbe die Sitze hatten. Frank habe ich das letzte Mal vor zwei Jahren gesehen. Wenn ich mich an sein Gesicht erinnern will, gelingt es mir nicht, aber diesen Umriss kann ich noch in Gedanken zeichnen, so genau ist er in meinem Kopf geblieben.

Die Sachen, die ich vergessen wollte, sie kommen immer wieder. Wie der Osten. Die Vergangenheit, aber nicht die ganze, nur Fetzen davon, und immer nur solche, die zu nichts zu gebrauchen sind. Auch die DDR war ein Land mit Grenzen, und auch diese Grenzen könnte ich noch zeichnen.

Dienstag ist ein Tag ohne Gefühl. Er liegt zwischen Montag und Mittwoch. Montag ist ein Tag voller Elan und mit etwas Nostalgie, weil gerade Wochenende war, aber dennoch versucht man, das Beste aus der Woche zu machen. Mittwoch ist der Tag der Vorbilanz. Wenn die wichtigen Sachen dann nicht geregelt und in Angriff genommen werden, bleiben sie eine weitere Woche liegen. Der Donnerstag ist der Tag vor dem Freitag. Da ist die Woche fast geschafft, da plant man das Wochenende schon in Gedanken. Und der Freitag ist dann das Sprungbrett in die beiden freien Tage.

An diesem Dienstag habe ich mir vorgenommen, etwas zu tun, das ich noch nie oder lange nicht mehr getan habe.

Ganz einfach, um neue Gedanken zu denken. Ich brauche neue Gedanken, denn davon lebe ich. Mein Vorrat ist aufgebraucht. Wenn ich mir andere Orte ansehe, sind vielleicht dort andere Gedanken verborgen.

Also gehe ich in die Stadt, um einen Kaffee zu trinken in einem Café, in dem ich noch nicht gewesen bin, um Leute zu sehen, die ich vielleicht noch nicht gesehen habe. Ich brauche die Beobachtung. Wenn ich immer nur dasselbe beobachte, dann erkenne ich nichts mehr. Ich bin Autor. Ich schreibe. Ich beobachte natürlich auch mich, aber selbst das ist keine Volltagsstelle. Das kann man nicht von der Steuer absetzen wie einen Handwerker. Zumal, wenn man sich selber bei den immer gleichen Ritualen zusieht, hat das etwas seltsam Verzweifeltes.

Ich habe die halbe Kanne Kaffee zu Hause stehen lassen und fahre wieder einmal Straßenbahn. Das habe ich Jahre nicht mehr getan.

Der Platz ist zwar für Schwerbeschädigte, aber wer ist schon heil heutzutage. Außerdem glaube ich, dass sich Behinderte – körperlich herausgeforderte Individuen, wie man heute sagt – lieber auf einen Platz ohne Kennzeichnung setzen. Solange die Behinderung nicht sowieso für alle sichtbar ist.

Straßenbahnen sind nicht für die Unversehrten. Dieses Verkehrsmittel gehört nicht den Jungen, den Dynamischen, die fahren Auto, sind unterwegs, kommen zwar nie an, aber sie machen den Eindruck, ganz schnell und wichtig als erster das Zielband zu reißen, bevor es ein anderer tut.

Die Straßenbahn ist einer dieser neuen Niederflurwagen, bei denen ein Designer gedacht hat, Menschen seien kommunikativ, wenn sie gezwungen wären, sich beim Straßenbahnfahren anzusehen, dann würden sie sich anlä-

cheln und vielleicht miteinander reden. Eine schöne Welt auf dem Reißbrett, ein Modell, in dem sich kleine Figuren aus Plastik gegenüber sitzen, einander in die Plastikaugen sehen und fragen: „Wie geht es Ihnen?“

Kleine Plastikmenschen tun so etwas. Oder sie gaukeln es ihren Schöpfern vor, und die Schöpfer glauben es, sie träumen sich kleine Figuren in kleine perfekte Welten, um die große Welt vollkommener zu machen.

Inzwischen stehen Plastikmenschen in ihrer kleinen Plastikstraßenbahn auf einem Speicher und verstauben.

Echte Menschen sind nicht kommunikativ. Auch nicht in einem Niederflurwagen. Und wenn sie es doch versuchen, dann verwandeln sie sich in Plastik, spielen eine Szene aus dem Fernsehen nach, ebenso dilettierend und unbeholfen wie jene, die sich heutzutage als Schauspieler bezeichnen. Aber Menschen aus Fleisch und Blut, schweigend und mürrisch, sind einander im Weg in so einer Niederflurbahn, sie stoßen sich gegenseitig an den Knien, rücken voneinander ab, weil alles zu eng ist, weil man sich nicht gern berührt, schon gar nicht, wenn man einander fremd ist. Manche nicken, andere nicken nicht, sondern ziehen die Knie ein, stoßen mit ihren billig imitierten Markenhandtaschen anderer Leute Köpfe. Belästigen sich mit den Gerüchen der Nacht, dem Schweiß vergangener Tage und mit dem reichlich aufgetragenen Parfüm unerfüllter Liebe. Sie ignorieren die Muttis, die ihre Buggys zwischen Sitzreihen wuchten, und die Rentnerinnen, die sich extra gebrechlich geben, um ein sitzendes Herz, dessen Infarktbedrohung niedriger ist, zu erweichen und zum Aufstehen zu bewegen.

Straßenbahnen sind von gestern, ob nun Niederflurwagen oder nicht, sie sind für die, die nicht mehr jung sind, oder für die, die nicht weg können. Abhängig und

gefangen sitzen sie hier. Die Frauen, die in ihren Anoraks aussehen wie aufgepumpte Plüschtiere, kauern auf den Sitzen mit kurzen, Webpelz umsäumten Hälsen, lauern und grenzen sich ab, benehmen sich wie die Schönheiten, die einige von ihnen einst gewesen sein müssen. Oder sie beklagen still die Vergänglichkeit, implodieren täglich ein Stück mehr. Daneben ältere Männer, vertrottelt wie die meisten Ehemänner; versonnen und traurig blicken sie sich um, einen Ausdruck in den Augen wie eine sehr alte und doch nie verwundene Enttäuschung. Sie fahren kein Auto mehr, sie stehen und sitzen in einem modernen Niederflurwagen. Das sagt alles.

Ich muss nicht hier sitzen. Mein Mobiltelefon liegt ausgeschaltet daheim. Mal sehen, was nicht passiert, wer nicht anruft und nicht nach mir fragt.

Die Straßenbahn legt sich summend in die Kurve, jemand in einer Jeansjacke rempelt mich an und sagt: „Sorry“.

Ich nehme den Mann kaum wahr, murmle: „kein Problem“, und sehe wieder zum Fenster hinaus, der Mann setzt sich hinter mich. Wäre es einer dieser Rucksack- oder Umhängetaschenmenschen gewesen, meine Reaktion wäre anders ausgefallen. Ich lächle sogar.

Das richtige Leben hatte ich nie nötig zum Schreiben, es ist eher hinderlich für die Art Bücher, die ich verfasse.

Ich stehe früh auf, nie später als halb acht, trinke Kaffee und lege mir den Tag zurecht. Ich brauche das. Ich muss morgens wissen, wie lange ich am Schreibtisch sitze, wann genau ich einkaufen werde und wie lange ich dazu brauche. Jeden Morgen schreibe ich auf einen Zettel, wen ich anrufen muss, welche Dinge sofort erledigt werden und welche verschoben werden. Ich trinke zwei große Tassen Kaffee dabei und ich rauche zwei Zigaretten. Auch die

teile ich mir ein, denn mehr als ein Päckchen will ich nicht verbrauchen pro Tag, möglichst weniger, oder die Hälfte, wenn ich es schaffe. Am Nachmittag nehme ich mir dann Zeit für einen Spaziergang, immer dieselbe Strecke, immer in derselben Zeit, danach gönne ich mir einen kurzen Schlaf, nie länger als fünfundvierzig Minuten.

Spätestens um drei Uhr nachmittags sitze ich wieder und lasse die Menschen im Kopf weiter ihr Leben fristen, schreibe es ab, schmücke es aus, biege zurecht und straffe es. Sie mögen das, sie möchten es ausdrücklich, denn sie wollen Helden werden.

Am Abend dann, wenn die Nachrichten beginnen, sehe ich mir an, was während meines Tages passiert ist. Mittlerweile bin ich dabei kalt. Die seltsame Ähnlichkeit der Verhältnisse, der Sprache und der alltäglichen Vorkommnisse, gegen die ich noch vor ein paar Jahren angeschrien und gestritten habe, beobachte ich nun wie eine Versuchsanordnung. Wenn die Mächtigen von heute das Volk „unserer Menschen“ nennen, dann ist es nur noch ein Echo der vergangenen Macht.

Ich sehe sie mir an und warte auf den Tag, an dem alles noch einmal verblasst wie alte Tinte auf einem Blatt. Ich bin vorbereitet. Jeden Tag. „Die Menschen“ sind ebenso uniform wie seinerzeit, nur aus anderen Gründen. Und ich möchte nicht mehr auffallen, diesen Ehrgeiz habe ich verloren. Niemals will ich zurück, denn ich will immer noch selbst wählen können, ob ich anders oder genauso sein will wie der Rest. Selbst wenn es eine Illusion ist, anders sein zu wollen.

Es ist Dienstag und ich habe keine Menschen mehr im Kopf. Es ist keine Schreibblockade. Das ist schlimm für jemanden, der schreibt. Doch bisher habe ich nichts Erfundenes aufgeschrieben, denn Erfinden ist etwas anderes.

Die Glühlampe wurde erfunden, aber Menschen kann man nicht erfinden, sie sind einfach da. Bisher waren sie es. Die Figuren, über die ich schrieb, standen in meinem Kopf herum, hatten Probleme oder wollten sich ändern, hatten genau mich ausgesucht. Es war nicht möglich, ihnen aus dem Weg zu gehen, sie forderten ihr Leben und erreichten, dass meines unerträglich geworden wäre, hätte ich ihnen ihr Leben verwehrt. Sie zeigten mir ihre Vergangenheit, sie zeigten mir, wo sie gerade waren und wo sie vielleicht hinwollten. Ich schrieb ihnen hinterher, es floss, ich brauchte ihnen nichts anzudichten.

Ich schreibe, weil die Figuren mich sonst nicht leben ließen. Und ich schreibe, damit ich einen guten Grund habe, nicht selber zu leben. Das sage ich meinen Figuren nicht.

Wenn sie sich verlieben, verliebe ich mich mit ihnen, wenn sie verlassen werden, leide ich mit. Sterben sie, dann liege ich mit auf der Intensivstation. Die Männer und Frauen in meinem Kopf sind alles, was ich habe – oder hatte. Es sind sehr einfache, schlichte Personen mit einfachen Vorstellungen vom Glück. Mit meinen Vorstellungen haben sie nichts zu tun.

Ich selber bin lange nicht gestorben, bin lange nicht verlassen worden, habe lange nicht geliebt. Die Menschen in meinem Kopf taten das, und ich half ihnen dabei, war Komplize, großer Bruder, bester Freund oder einfach nur Gott. Manchmal gönnte ich ihnen ihr Leben nicht, weil es so viel aufregender schien als mein eigenes, doch am Ende gab ich ihnen, wonach sie verlangten. Das ist anstrengend, aber kaum jemand nimmt das, was ich tue, als Arbeit wahr, als etwas Anstrengendes, etwas Professionelles, das Fähigkeiten erfordert, Kräfte zehrend und manchmal befriedigend ist – selten mit einem Glücksgefühl verbun-

den. Aber wenn dieses Gefühl passiert, ist es sehr groß und durchfließt mich wie ein mächtiger Strom.

Die Stadt ist wie immer und ganz anders. Lange habe ich mich nicht mehr so umgesehen, meinen Kiez kaum verlassen, wie fast jeder, der hier wohnt. Man nehme einen x-beliebigen Touristen, er wird in einer Woche mehr von der Stadt gesehen haben als alle Bewohner in Jahren.

Das muss vielleicht so sein. Es ist gut, dass die Stadt so ist, wie sie ist, nicht gekränkt und einfach existierend, als Versteck und als Laufsteg. Für mich ist sie ein Versteck gewesen.

Ein Luftzug trifft meinen Nacken. Hinter mir atmet der Mann, der mich vorhin angerempelt hat.

Es geht mich nichts an, aber es irritiert mich.

Sie haben viele dieser Häuser aus Glas in die Stadt gestellt. Ähnlich wie bei Straßenbahn-Erfindern mag es bei Architekten zugehen. Wie Gewächshäuser für Menschen, Glaskästen, die „Transparenz“ vorgaukeln, obwohl die Welt immer undurchsichtiger wird.

Es ist stickig und hinter mir spüre ich immer dieses Atmen. Mein Nacken kribbelt, als würde ich beobachtet. Aussteigen irgendwo. Gehen. Sich nicht umsehen. Zur Sicherheit habe ich einen Kugelschreiber dabei. Er steckt wie immer in meiner Brusttasche. Falls sich doch jemand in meinen Kopf eingeschlichen hat.

Die Türen öffnen sich zischend, ich steige aus und zögere kurz, sehe nach links und nach rechts. Ich habe keine Richtung und gehe los, zielstrebig, aber nicht zu schnell, ich schlendere nicht. Ich versuche etwas krampfhaft, entspannt zu sein. Kein Ziel haben, ich will kein Ziel haben.

„He, Mister“, sagt jemand.

Ich bin kein Mister.

„He!“

Die Schritte kommen näher. Neben mir taucht, bevor ich mich umdrehen kann, die Jeansjacke von vornhin auf. Ein stämmiger Mann steckt drin. Er sieht mich an, lächelt.

„Sorry“, sagt er, „aber darf ich wissen, wie du heißt?“

Ich bleibe stehen. Noch zweifle ich, ob er wirklich mich meint.

„Pawel“, sage ich. „Ich heiße Pawel.“

„Hallo, Pawel“, sagt der Mann. Er trägt einen kurzen Vollbart und hat unwirklich blaue Augen, fast stechend. Und er hat einen Akzent.

„Freut mich, Pawel. Ich bin Greg.“

„Hallo, Greg.“

Seine Augen stehen etwas zu weit auseinander, sein Kopf ist rasiert, der Bart endet unter den Schläfen. Greg ist etwas größer als ich, dafür kräftiger, mit einem fast runden Gesicht, breiten Schultern.

Wir stehen uns gegenüber, unschlüssig und irgendwie ist es mir peinlich. Soll ich ihm die Hand geben? Soll ich einfach weitergehen?

„Ich spreche sonst nicht einfach Leute an“, sagt er.

„Ich auch nicht.“

Greg lacht, zeigt eine Reihe kräftiger Zähne, fletscht sie fast, ein gesundes Gebiss, nicht zu weiß, aber schön. Für einen Augenblick bekommt sein Gesicht etwas Animalisches.

„Wenn ich dich jetzt nicht angesprochen hätte, dann würde ich heute Abend nicht einschlafen.“

Greg spricht ein klares Hochdeutsch. Etwas zu klar und exakt, die Vokale klingen dennoch anders, haben eine leichte Färbung.

„Na, dann ist es besser so.“

Sein Grinsen schrumpft wieder zu einem Lächeln.